

VILMOS UND ILSE KORN

Mohr und
die Raben
von
London

EIN KARL-MARX-ROMAN

*Eulenspiegel
Kinderbuchverlag*

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-359-02484-2

© 2015 Eulenspiegel Kinderbuchverlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Die Bücher des Eulenspiegel Kinderbuchverlags
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

INHALTSVERZEICHNIS

Der Pferdeomnibus	7
Die Rabenhecke	23
Der Teufel ist los	45
Mohr im Hause der Kreuzspinne	53
Die Spitze ist weg!	74
Mohr und seine Kinder	87
Wer kann helfen?	107
Ein Schuldschein wird unterschrieben	120
Robin macht eine Entdeckung	137
Zwei Freunde	144
Der King und die Rabenbande	160
Ein Strich durch die Rechnung	186
Ein Montag wie kein anderer	205
Die Möhme	229
Meister Röckle und der Teufel	238
Der Überfluss	252
Robinson und die elektrische Eisenbahn	271
Ein Platz blieb leer	299
Drei-Kugel-Shop	320
Der lange Weg	342
Becky	361
Zwischen den Fronten	369
Streik	377
Das Tamerlin	403
Eine Schuld wird eingelöst	420
Amaranths	438
Die Zeitstiefel	460
Zwanzig Jahre sind dahingegangen	477



DER PFERDEOMNIBUS

Sie kamen aus einer finsternen Welt.

Die Rabenhecke mit ihren vor Schmutz starrenden Gasen lag hinter ihnen, aber noch eine Stunde lang führte ihr Weg durch enge, lärmerfüllte Straßen. Erst an den kleinen Vorgärten der Häuser von Maitland Park und Haverstock Hills verlangsamten die Geschwister ihren Schritt. Stauend schaute Becky durch die Gitter der schmiedeeisernen Zäune: Zwischen Herbstastern und Goldraute blühten noch späte Rosen. Joe mahnte zur Eile.

Endlich tat sich vor ihnen die Heide auf. Joe dehnte die Brust; er spürte warme Erde und Gras unter den nackten Füßen. Von Zeit zu Zeit warf Becky einen verwunderten Blick auf den Bruder. Sein bleiches Gesicht hatte Farbe bekommen, seine Augen waren weit geöffnet. Oft blieb er stehen. Alles war neu für ihn: Käfer mit schillernden Flügeln, summende Bienen, buntgefiederte Vögel. Auf grauem Stein lag, hingegen an die Sonnenwärme, ein grünes Schuppentier, reglos. Nur seine schwarzen Perlaugen verrieten Leben. Lange stand Joe versunken.

»Sieh dort!« Er zeigte auf eine Reihe langhalsiger Vögel, die über ihnen in eiligem Flug der Ferne zustrebten.

»Wildgänse!« Becky sagte es leise, als könne ein lautes Wort die fliegende Himmelskette zerbrechen.

Die Heide von Hampstead mit ihren sanften Hügeln und Tälern lag am Rande der großen Stadt London. Bäume mit buntem Herbstlaub gab es dort, Sträucher, Ginsterhügel und Brombeerhecken, langgedehnte Wiesentäler und Hänge, dazu eine Luft, die das Atmen leicht machte. Doch man hatte Becky und Joe nicht hierhergeschickt, damit sie

leichter atmen konnten. Ihr Aufenthalt diente nützlicheren Zwecken. Die elfjährige Becky musste mehrmals im Jahr für die Händlerin Quaddle, bei der sie im Dienst stand, Brombeerblätter sammeln. Da ihr Bruder heute Nachtschicht hatte, konnte er endlich einmal mitkommen und ihr helfen, Pilze zu suchen, die noch an einigen verborgenen Stellen zu finden waren. Champignons brachten der Händlerin in dieser späten Jahreszeit viel Geld ein.

Scheinbar großmütig, hatte sie deshalb den Kindern das Fahrgeld für den Pferdeomnibus bezahlt. Doch Becky und Joe, die seit Monaten auch die kleinste Münze sparten, waren den weiten Weg zu Fuß gegangen. Morgen wollten sie das Bett für die Mutter kaufen, für das sie die mühselig zusammengebrachte Riesensumme von fünfzehn Schilling angezahlt hatten.

Die Sonne stand schon hoch. Joe hatte bald das Pilzesuchen allein übernommen und sammelte auch Reisig, um der Mama etwas Holz mitzubringen. Endlich war der Pilzkorb gefüllt – drei Bündel Reisig verschnürt. Becky stand noch im Busch und stopfte unermüdlich die rauen Brombeerblätter in den großen Sack. Dornenranken machten ihr schwer zu schaffen. Joe suchte nach einem Rastplatz.

Auf einem Hügel standen Birken mit herbstgoldenem Laub. Solche Bäume hatte er noch nie gesehen. Staunend befühlte er ihre Rinde. Sie fühlte sich glatt wie Seide an und war weiß – silberweiß!

Am Fuße der Birke streckte er sich ins Heidekraut. Es duftete immer noch süß. Aufatmend verschränkte er die Arme unter dem Kopf und sah durch das flimmernde Blätterdach in das Blau des Himmels.

»Becky, komm! Hier oben liegt es sich weich wie in einem Bett!«

»Gleich! Muss nur noch den Sack zubinden!«

Noch einmal befühlte Joe die Birkenrinde und lachte. Weiß! So weiß wie die Möwen! Sein Gesicht entspannte

sich. Als Becky sich über ihn beugte, war er schon eingeschlafen.

Der dreizehnjährige Joe Kling arbeitete seit Jahren in einer Baumwollspinnerei. Die harten zwölfstündigen Tag- und Nachtschichten unter der Peitsche der Aufseher hatten ihm früh alle Träume verscheucht und seinem Gesicht einen strengen, fast finsternen Ausdruck gegeben.

Der buntbewegten Welt war Joe bisher nur an den Themsebrücken und in den Docks* begegnet, dort, wo die Möwen segelten und sich die großen Schiffe für ihre Meerfahrt rüsteten.

Von dem hochgelegenen Platz konnte man die Riesenstadt mit ihren vielen Türmen gut überblicken. Von links schob sich ein Dunstschleier über das Häusermeer. Dort lag der Hafen, ragten die meisten Fabrikschlote. An manchen Stellen blitzte silbern die Themse, die ihre großen Schleifen durch die Stadt zog. Schön war es hier oben. Becky lehnte ihren Kopf an die Birke.

Wie spät mochte es sein? Die Sonne wärmte noch, Joe schlief fest. Mochte er ... hatte ja die lange Nacht vor sich. Behutsam schnippte sie ihm eine Ameise vom Arm, dann breitete sie die bunte Flickenjacke über ihn, die von der Mama manchmal lächelnd »Räuberfrack« genannt wurde. Joe hatte darauf bestanden, dass man zum Ausbessern bunte Flicker verwendete und auch noch dort welche aufsetzte, wo keine hingehörten. Becky verstand ihn gut: Wenn man täglich fadenscheinige, schwarze Röhrenhosen tragen muss, dazu ein graues Jackett und ein längst farblos gewordenes Hemd, dann sehnt man sich nach etwas Buntem.

Auch Beckys Kleid war grau. Vielleicht war der Stoff einmal blau gewesen oder grün. Noch nie hatte sie ein Kleid aus neuem Stoff besessen.

Ein gelbes Blatt schaukelte langsam herab. Ein später

*Dock: Teil des Hafens, an dem die Schiffe anlegen

Schmetterling breitete seine Flügel aus und enthüllte seine samtene Pracht. Becky saß reglos. Über das Gras huschten Sonnenlichter. Die Augenlider wurden ihr schwer. Der Wind wehte kühler. Sie merkte es nicht.

Wie viel Zeit war vergangen?

Joe blinzelte, machte aber schnell wieder die Augen zu. Er wollte die Schlafwärme auskosten. Wie weich es sich auf Moos und Heidekraut lag. So – in der Schweben zwischen Schlaf und Erwachen – hob sich das oft vorausgeträumte Bild immer stärker in sein Bewusstsein: Der Weg zu Patt! Keinem anderen Weg vergleichbar.

Er, Becky und Polly – alle drei neben Robin. Ja, Robin im aufgebügelten Anzug, der Händler wird sagen: So einen schmucken Bruder habt ihr? Sieht gut aus. Und klug. Scheint tüchtig zu sein. Dem traue ich. So ein Gesicht lügt nicht. Der zahlt mir den Rest. Lässt mich nicht sitzen.

Robin wird das Bett auf seine starken Schultern nehmen und es auf Beckys Wagen laden. Denn Becky ist mit dem Quaddle-Wagen gekommen und mit dem Hund Caro. Zwischendurch darf sich Caro ausruhen und ein Stück Brot schnappen, dazu einen Fleischbrocken. Fleischbrocken? Woher denn? Aber Becky hat es sich vorgenommen, so wird sie auch wissen, wie sie sich welche verschafft. Caro wird wedeln: Das ist ein Sonntag! Und die Leute werden Augen machen: Die Kling-Kinder haben ein Bett gekauft! Seht einmal! Für die Mary, die Spitzenklöpplerin.

Eine ferne Kirchenglocke zeigte die fünfte Stunde an. Becky riss erschrocken die Augen auf und zählte laut mit.

»Zwei ... drei ... vier ... fünf!«

»Fünf?« Joe fuhr auf und war hellwach. »Nein – noch nicht fünf! Um sechs fängt die Nachtschicht an ...« Ohne ein Wort zu verlieren, sprang Becky zum Brombeerbusch, holte den Sack und legte ihn neben die Reisigbündel.

Joe wehrte ab: »Die lassen wir hier. Wir müssen schnell laufen!« Er klopfte sich die trockenen Heideblüten ab.

»Hierlassen? Das gute Holz? Ja aber ...« Becky verstimmt. Hatte er denn vergessen, wie nötig die Mama das dürre Holz beim Teeaufbrühen gebrauchen konnte? Becky wusste recht gut, wie einem zumute ist, wenn der Schlaf morgens noch in den Gliedern liegt und man das Feuer mühsam anfachen muss. Oft genug musste sie kurz nach vier Uhr den beiden Quaddles das Frühstück richten. Nein, das Holz konnten sie nicht im Stich lassen. Sie fand einen Ausweg: »Wir verstecken zwei Bündel im Busch, da sucht sie niemand. Und nächste Woche hole ich sie. Hier – das kleinste nehmen wir mit.«

Sie reichte es dem Bruder und warf sich den Sack über die Schulter. Joe hatte gar nicht zugehört, seine Lippen zitterten.

»Ich darf nicht zu spät kommen!«, stieß er hervor. »Heute ist Lohntag. Wir brauchen morgen jeden Schilling. Wenn sie mir nun Strafgeld abziehen? Los, wir müssen es schaffen!«

Auf schmalen Tretpfaden rannten sie bergab. Joe keuchte. Der Pilzkorb wurde immer schwerer. Kalter Schweiß rann ihm in den Halsausschnitt. Das hastige Laufen, dazu die Angst, zu spät zu kommen, pressten ihm die Brust zusammen. Er erstickte fast. Endlich waren die Häuser zu erkennen.

»Lass uns ein wenig verschnaufen!«, bat Becky. Sie sah, dass der Bruder einen Asthmaanfall hatte. »Mit dem Pferdeomnibus geht's schnell. Du kommst zurecht! Gib mir den Korb und nimm den Sack, der ist leichter!« Doch das ließ Joes Stolz nicht zu. Sie verhielten ein paar Augenblicke, dann hasteten sie weiter.

Am Rande von Haverstock Hill befand sich die Haltestelle für die Pferdeomnibusse. Gerade als die beiden aus der Heide herausbogen, kam einer herangerollt. Joe rannte das letzte kurze Stück unter Aufbietung aller Kräfte. Keuchend umklammerte er die Stange mit dem Stationszeichen. Sein Atem rasselte. Die Pferde waren heran. Zwei Frauen stiegen aus. Der Mann in Uniform auf der Plattform sah über die Kinder hinweg, als wären sie Luft.

»Weiter!«, schnarrte er und gab das Abfahrtszeichen.

»Halt! Halt!«, schrie Becky entsetzt, »wir wollen doch noch mit. Zur Oxford Street. Mein Bruder muss ...«

Die Angst lähmte ihre Zunge, sie sah, wie der Schaffner ihr den Rücken zudrehte. Joes Atemnot war immer noch so schlimm, dass er kein Wort hervorbringen konnte. Mit angstverzerrtem Mund blickte er auf den Uniformierten. Nicht einmal den Arm konnte er heben, ihm war, als müsse er auf der Stelle ersticken.

Die Pferde zogen an. Der Wagen rollte. Becky wollte nicht aufgeben. Sie lief neben den Pferden her und rief bit-tend: »Ach, nehmen Sie ihn doch mit. Er muss zur Nachtschicht ...« Tränen rollten über ihre Backen, die Stimme versagte. Einige der Fahrgäste redeten auf den Schaffner ein, so schien es ihr. Der Kutscher auf dem Bock knallte mit der Peitsche. Da rollte der Wagen schneller. Noch immer hielt Becky sich neben ihm.

Jetzt beugte sich der Schaffner heraus: »Für Lumpen-pack mit Körben und Säcken fahren wir nicht!«

Aus war es! Müde kam Becky zurück, wischte sich mit dem Handrücken über die nassen Backen. Als sie den erschöpften und völlig verzweifelten Bruder sah, zwang sie sich zu einem zuversichtlichen Wort: »Auch mit dem nächsten schaffst du es noch!« Doch Joe starrte fassungslos dem davonfahrenden Wagen nach. »Ich komme zu spät! Am Lohntag sind sie doppelt gemein, da sperren sie schon das Tor vor der Zeit zu.«

Becky wusste es, doch sie tröstete: »Versuch es am ande-ren Eingang – bei den Spitzenfrauen. Dort haben sie einen freundlicheren Wächter.« Sie zupfte Joe ein paar Grashal-me von der Jacke. »So – jetzt siehst du wieder ordentlich aus!« Mütterlich strich sie ihm das zerzauste Haar aus der Stirn. »Dich nehmen sie schon mit. Ich stelle mich mit dem Gepäck auf die andere Seite und fahre später.«

»Allein mit dem Kram? Nein, das geht nicht!« Über Joes

Nasenzwurzel bildete sich eine tiefe Falte. »Sie müssen uns mitnehmen! Jetzt kann ich wieder sprechen. Wir bezahlen wie andere Leute!« Er ballte die Faust. »Ich springe einfach auf, noch ehe er hält, und lasse mich nicht runterstoßen.«

Becky versuchte keinen Widerspruch. Sie wusste, wenn Joe so aussah, gab er nicht nach.

Das Gepäck hatte dem Schaffner missfallen, deshalb mühten sie sich, es günstiger zu stellen, damit es zwar griffbereit, aber nicht gleich zu sehen war. Dann blickten sie ungeduldig und voller Angst in die Richtung, aus der das Gefährt kommen musste. Joe hatte nur einen Gedanken: Wird das Tor schon verschlossen sein? Komme ich ohne Strafabzug hinein?

Wieder hörten sie Glockenschläge: halb sechs Uhr!

Wenn der nächste Omnibus ausfiel? Joes Hand umkrampfte die Stange. In diesem Augenblick wurden an einer Wegbiegung der etwas ansteigenden Straße die langsam trabenden Pferde sichtbar – noch fern und klein, doch das Peitschenknallen wurde vom Wind herauf getragen. Zugleich kam von der Heide her ein heller Amselruf.

Becky atmete auf und nickte erleichtert dem Bruder zu.

Da sah sie zwei Spaziergänger mit eiligen Schritten der Haltestelle zustreben. Sie trugen hohe modische Hüte und hielten Spazierstöcke in den Händen. Einer der beiden Männer hatte den Stock spielerisch in der Mitte gefasst. Ein silberner Knauf war zu sehen. Becky stieß Joe an, zerrte rasch den Sack zur Seite und stellte sich davor. Joe begriff noch nicht. Da packte sie auch das Reisigbündel und verbarg es hinter ihrem Rücken.

Jetzt übersah auch Joe ihre Lage. Stirnrunzelnd startete er auf die Näherkommenden. Für Joe waren alle gut gekleideten Herren Feinde. Darum trat er, finster blickend, einen Schritt vor. Er war fest entschlossen, sich von »denen« den Platz auf dem Pferdebus nicht streitig machen zu lassen.

Der etwas größere, schlanke, in einen eleganten hell-

grauen Frack Gekleidete trug einen dunkelblonden kurzgehaltenen Bart. Seine blauen Augen blickten lustig. Er redete lebhaft und laut.

An dem anderen fiel zuerst das bräunliche, vom mächtigen Haupt- und Barthaar umrahmte Gesicht auf. Seine Hand hielt eine fast zu Ende gerauchte Zigarre. Auch er trug die Kleidung der Bürger jener Zeit, einen dunklen Gehrock, der ihm für seine dreiunddreißig Jahre ein recht würdiges Aussehen gab.

Obwohl die beiden in Eile waren, brachen sie ihre lebhaft geführte Unterhaltung nicht ab, lachten laut und jungenhaft, durchaus nicht wie würdevolle Bürger.

Plötzlich zuckte Joe zusammen. Ein Wort war gefallen, dessen verächtliche Bedeutung er genau kannte.

Der Blonde hatte es so laut und spöttisch gesagt, dass man es nicht überhören konnte: »Diesem sauberen Cottonlord* werden wir schon die Krallen beschneiden.« Er lachte. Das Lachen klang übermütig, aber auch grimmig. »Schade, Mohr, dass du nicht mitkommst!«

Cottonlord? Seltsam! Auch ihren Alten, den Fabrikherrn von Cross und Fox, nannte der Vater so. »Haben schon als Handwerksmeister ihre Leute geschunden«, hatte er gesagt und hasserfüllt hinzugefügt: »Dann haben sie sich die vielen Maschinen gekauft und sind Cottonlords. Für die sind wir Arbeiter nur ein Dreck.«

»Ich muss mit dem Bus zurück, General!«, sagte jetzt der mit dem schwarzen Bart. »Allerhand Quark liegt auf meinem Schreibtisch. Der Artikel für Amerika ist auch noch nicht ganz durchgesehen. Wirklich, Jammer und Schade, wäre gern dabei, wenn der Puter rot anläuft und überschnappt. Aber es geht nicht, nein!«

»Also dann bis morgen, Mohr! Bei dir in der Dean Street. Ich komme nach dem Aufstehen.« Er lachte. »Ge-

*Cottonlord: ironisch für Baumwollfabrikant; (englisch) Cotton – Baumwolle; Lord – Edelmann

nau gesprochen: nicht vor elf und nicht nach zwölf. Vergiss nicht, dass morgen Sonntag ist. Und bestelle der ›Heiligen Familie‹ meine ergebensten Grüße. Besonders meinem Freunde Edgar, dem großen Feldherrn Musch. Ich bringe ihm drei Knöpfe mit. Rote, versteht sich. Aber das Lied vom ›Knotenstock und flotten Besen‹ muss morgen klappen!«

Während Joe den vermeintlichen General in Zylinder und karierten Frackhosen misstrauisch musterte, dabei immer noch über den Cottonlord grübelte, dem die Kralen gestutzt werden sollten, streifte Beckys Blick scheu den etwas kleineren, breitschultrigen Herrn. Der hatte aber einen Bart! So einen schönen, runden, seidigen! Noch nie hatte Becky bei irgendeinem Menschen so einen Bart gesehen. Alle Bärte, die sie kannte, waren dünn, strähmig, oft mit Speiseresten verklebt, meist blond oder grau. Dieser Bart war tiefschwarz, und ebenso rabenschwarzes Haar fiel dem Herrn unter dem Hut beinahe bis auf die Schultern. Bewundernd blickte sie ihn an, senkte dann rasch den Blick, denn dieser Herr – »Mohr« hatte der andere zu ihm gesagt – sah sie mit seinen großen dunklen Augen forschend an.

Ein einziger Blick auf die Kinder, die ihr armseliges Gepäck vor ihnen zu verbergen trachteten, hatte dem Mohr genügt, das Misstrauen, mit dem sie ihnen entgegenblickten, richtig zu deuten. Er nickte dem barfüßigen Mädchen freundlich zu und sagte, als kenne er es schon lange: »Ihr seid aber fleißig gewesen! Champignons ... mhm!« Bewundernd sah er auf die Pilze. »Und jetzt geht's heim?«

Becky überwand ihre Schüchternheit. Einer, der so eine gute Stimme hatte, konnte es nicht böse meinen. Sie trat einen Schritt auf ihn zu und sagte leise, doch bestimmt: »Mein Bruder Joe muss zur Nachtschicht, Sir. Der Pferdebusschaffner hat uns nicht mitgenommen, weil ...« Sie seufzte, zeigte stumm auf Korb, Sack und Bündel.

Der mit dem schwarzen Bart wandte sich fragend an Joe: »Du musst zur Nachtarbeit? Heute? Am Samstagabend? Bei wem?«

Rasch aufeinander folgten die Fragen, ließen Joe keine Zeit zur Überlegung. »Bei Cross und Fox, Sir!«, antwortete er.

Der Mohr zog die Augenbrauen hoch: »Sieh an, das solltest du dir merken, Frederic. Cross und Fox, die Baumwollspinnerei! Der Alte ist meines Wissens Parlamentsmitglied und Kirchenvorstand obendrein. Aber Nachtschicht zum ›heiligen‹ Sonntag macht dem Kerl nichts aus. Und die Fabrikgesetze gelten wieder mal nur für die anderen.« Er hieb den Stummel seiner Zigarre mit einem gutgezielten Stockhieb auf die Straßenmitte.

»Der fromme Cross? Ausgezeichnet! Das passt mir gut in meinen Kram!« Der General lachte vergnügt. »Den könnten wir auch einmal aufspießen!«

Da waren die Pferde auf wenige Meter heran. Die Kinder standen eng aneinander gepresst und starrten dem Gefährt entgegen. Aufmunternd sagte der Blonde, und in seinen blauen Augen blitzte es: »Der Schaffner hat euch zurückgewiesen? Hattet ihr denn kein ...?« Seine Hand fasste in die Tasche.

Doch Joe sagte beinahe schroff: »Fahrgeld haben wir.« Verbittert fügte er hinzu: »Der Pferdebus fährt nicht für Lumpenpack, hat der Schaffner vorhin gesagt. Diesmal aber ...« Er holte tief Luft, um sich stark zu machen.

Schon zurrte der Kutscher die Pferde zurück und dienstfertig sprang der Schaffner von der Plattform herab. Seine gelben Knöpfe blinkten. Auf der Brust schaukelte an geflochtener Schnur die Signalpfeife. Der Kutscher wies grinsend mit dem Peitschenstiel auf das Gepäck der Kinder. Sofort schob der Schaffner den schmalen, barfüßigen Jungen, der schon die Hand am Griff hatte, grob zur Seite und salutierte: »Bitte einzusteigen, die Herren!«

Joe hatte den hämischen Blick des Kutschers sehr genau eingefangen. Als er sich vom Schaffner wiederum zurückgedrängt sah, verlor er plötzlich allen Mut. Sein eben noch gestraffter Körper wurde schlaff, das Blut wich aus seinem Gesicht. Da hörte er, wie der Mohr mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, sagte: »Zuerst die Kinder!«

Joes Verkrampfung löste sich. Wie denn? Die Herren wollten ...

Der Uniformierte stammelte: »Diese da?«

»Die Kinder gehören zu mir!«, kam es unbeirrbar aus dem Munde des Mohr. »Steig ein, Mary! Hier, zuerst den Korb. Na los, Joe!« Er gab ihm einen freundschaftlichen Schubs. Joe stolperte nach vorn.

»Ach so ...?« Verwirrt trat der Schaffner zurück. Er war so fassungslos, dass er nicht einmal zugriff, als die beiden vornehmen Bürger den Kindern halfen, Sack, Reisig und Korb hochzuheben, und fasste sich erst, als der mit der schwarzen Löwenmähne schon neben den Kindern stand, dem Zurückbleibenden zuwinkte und lachend rief: »Auf Wiedersehen, General, und beste Grüße an den Cottonlord!«

Ein General? Sieh an! Der verblüffte Schaffner, der gar nicht merkte, dass es einen so jungen General schwerlich geben konnte, grüßte den Blondbärtigen mit ausgesuchter Höflichkeit. Dann gab er das Abfahrtssignal und sprang auf. Die beiden Freunde lachten sich zum Abschied spitzbübisch zu.

Jetzt zeigte der Schaffner auf das Gepäck. »Wenn ich gewusst hätte, mein Herr, dass das Ihre Kinder ... hm, ich meine, dass dies Ihr Gepäck ist und die Kinder es für Sie tragen ...?« Er starrte auf den Korb mit den prächtigen Pilzen.

Der Mohr überhörte die herausgestotterten Worte und wandte sich an die Kinder. »Nun, Joe, wie weit fahren wir heute?«

Der fuhr bei der Nennung seines Namens zusammen, verstand aber sofort. »Oxford Ecke Holborn Road«, flüsterte er. Seine Hand suchte das Fahrgeld. Der Mohr winkte mit den Augen ab und reichte dem Schaffner ein Geldstück. »Also dreimal bis Oxford Street!«

Becky blinzelte dem Bruder zu, um dessen Lippen es triumphierend zuckte. Woher kannte der Fremde seinen Namen? Während der Schaffner mürrisch die Billette lochte, rückten zwei Arbeiter, die den Vorgang bemerkt hatten, zusammen, um den Kindern Platz zu machen. Ihnen gegenüber flüsterte eine federhutgeschmückte Dame missbilligend mit ihrem Mann. Der ließ seine Zeitung sinken, nahm auffällig die Brille ab und streifte mit hochmütigem Blick Mohr und die Kinder.

Der Schaffner fing diesen Blick auf. Barsch fuhr er die beiden an: »Ihr könnt stehen! Auch wenn der gnädige Herr für euch bezahlt hat, auch wenn er aus Güte gesagt hat, ihr gehörtet zu ihm. Kinder brauchen nicht zu sitzen.« Joe sprang erschrocken auf, doch der Mohr drückte ihn auf den schmalen Platz zurück: »Bleib nur! Du musst bei deiner Nacharbeit noch lange genug stehen.« Er sah den Schaffner forschend an. »Sie haben es doch auch nicht leicht ...«, er lächelte, »oder wohnen Sie vielleicht in West-End?«

»Ich? Nein! In Bethnal Green, Sir!«, stammelte der Schaffner verwirrt.

»Na also! In einem Arbeiterviertel! Man darf nie vergessen, woher man kommt, auch wenn man ein paar blanke Knöpfe am Rock trägt.«

Zwei Arbeiter, die ihnen gegenüber saßen und den Mohr interessiert beobachtet hatten, blinzelten sich zu. Sie gönnten dem Uniformierten die Zurechtweisung.

Das war für die Federhutdame zu viel. »Unerhört!«, sagte sie laut und hochmütig zu ihrem Manne. »Der Schaffner tut seine Pflicht. Solches Gesindel gehört nicht

in unsere sauberen Omnibusse. Und noch dazu auf die Plätze!«

In diesem Augenblick spitzten alle Fahrgäste die Ohren und warteten auf die Antwort des Schwarzbärtigen, der das Ehepaar spöttisch musterte. Der Mohr sagte auch prompt und so betont, dass die Worte niemandem entgehen konnten: »Gesindel, verehrte Bürgerin, sind Leute, die nichts tun und nur von der Arbeit anderer leben. Diese Kinder aber, das kann jeder sehen, der nicht blind ist, arbeiten schon wie Erwachsene; obwohl Kinder eigentlich spielen sollten.«

Die Arbeiter stießen sich an. Der Bebrillte verschwand völlig hinter seiner Zeitung. Die im Federhut schnappte nach Luft, merkte aber, dass sie keine gutwilligen Zuhörer finden würde, und betrachtete mit verkniffenen Lippen die staubigen, dornzerkratzten Beine des Mädchens. Mit wachsendem Erstaunen war Joe der Auseinandersetzung gefolgt. Der schwarzbärtige Fremde hatte sich auf ihre Seite gestellt. Wer mochte er sein?

Als ihn Mohr erneut nach seiner Arbeit befragte, blieb Joe zunächst zurückhaltend.

»In einer Spinne!«, sagte er zögernd. »Ich meine – in einer Mulespinnerei, Sir.«

»In der Kreuzspinne!« Mohr schmunzelte.

Joe war fassungslos. Diesem Mister Mohr war nicht nur der Name seines Arbeitgebers bekannt, sondern auch dessen Schimpfname?

Zum ersten Mal wagte er einen offenen, anerkennenden Blick, den Mohr erwiderte. »Du arbeitest im Spinnssaal?«

Joe bejahte.

»Wie viele Kinder arbeiten dort?«

»Wie viele? Vielleicht hundert, es können auch mehr sein.«

»Und im Kardier- und Hechelraum? Hast du dort schon gearbeitet?«

»Ja«, flüsterte Joe mit wachsendem Staunen, »nur kurze Zeit. Der viele Staub ... beim Wollekämmen fliegen tausend Fäserchen durch die Luft. Ich konnte es dort nicht aushalten. Auch bei den Nassspindeln nicht. Dort ist es am schlimmsten. Meine Schwester Dorothy ist schwer krank geworden. Unser Robin hat sie rausgeholt. Auch mich. Die Luft, wissen Sie ... da kommen heiße Dämpfe. Man ist nass bis auf die Haut, und wenn sie dann die Fenster aufreißen ...«

»Ich weiß!« Mohr nickte. »Arbeiten jetzt bei der Kreuzspinne immer noch Kinder im Kardierraum?« Als Joe nickte, wollte er noch wissen: »In welchem der beiden Fabrikhäuser arbeitest du? Whitechapel Road oder Parker Street?«

»Parker Street ...« Dieser Mister Mohr wusste anscheinend in allem Bescheid. War er vielleicht doch ein Fabrikant oder ein Verwandter der Cross? Und wollte ihn am Ende aushorchen? Aber nein! Fabrikherren waren ganz anders. Die hatten harte, hochmütige Stimmen.

»Habt ihr oft Nachtschicht? Oder nur mal ausnahmsweise?«

»Regelmäßig!«, antwortete Joe sofort. »Wir wechseln jede Woche. Mal Nachtschicht, mal Tagschicht. Immer von sechs bis sechs. Und weil jetzt Konjunktur ist, wie sie sagen, müssen wir auch vom Samstag zum Sonntag dableiben. Sonst ist am Samstagmittag Schluss.«

Joe wunderte sich, dass der Schwarzbärtige kurz und scharf durch die Zähne piff, wie man es tut, wenn man einen Gauner ertappt hat. Vorsichtshalber ergänzte er: »Es ist nur wegen der Maschinen, sagt unser Aufseher. Die erlauben es nicht anders. Können nicht so lange stillstehen.«

»Die Maschinen? Haha! Die erlauben es schon! Nur der Profit nicht.«

Mohr blieb eine Weile stumm. Sollte man diesen scheinheiligen Kerlen William und Samuel Cross nicht die Sache

etwas versalzen? Aber wie? Wenn ich ihnen den Ender auf den Hals hetzte? So eine Fabrikkommission, mitten in der Nacht? Eine hübsche Überraschung für den Herrn Parlamentarier. Die Sonntagszigarre wird ihm etwas bitter schmecken.

Joe sorgte sich plötzlich. Er hätte schweigen sollen. Es war den arbeitenden Kindern streng untersagt, über die Arbeitszeit und andere Regeln in der Fabrik genaue Auskunft zu geben.

Die Pferde trappelten über das holprige Pflaster. Der Mohr sah, dass dem Jungen die Augen zufielen, er sie aber immer wieder aufriss, um nach draußen zu sehen.

»Schlafe nur, wir passen auf«, sagte er zart. Joe seufzte befreit, lächelte und war schon eingeschlafen.

Lange betrachtete Mohr Joes entspanntes Gesicht. Er hatte schön geformte, weiche Lippen, doch ohne Farbe. Dichtes kastanienbraunes Haar. Eine Locke fiel ihm ins Gesicht. Wie bei meinem Lörchen, kam es dem Mohr in den Sinn. Der kupferne Glanz, die schöne klare Stirn ... Wie alt mochte der Junge in der merkwürdigen Flickenjackete sein? Er schätzte ihn auf zwölf oder dreizehn. Tagsüber auf den Beinen, um für den Haushalt mitzusorgen, nachts wiederum stehend, vor den Spinnmaschinen. Und die Kleine im fadenscheinigen Kattunkleid? Mit der leicht verkrüppelten Schulter? Ein paar Jahre jünger? Wie mütterlich sie sich um den Bruder gesorgt hatte. Was für ein liebes, kluges Gesicht trotz des herben, versorgten Mundes.

Joes Atem rasselte. Becky flüsterte: »Er hat Asthma und dürfte gar nicht in der Mule arbeiten. Wenn ich doch für ihn gehen könnte. Aber mich nehmen sie nicht. Dabei bin ich schon elf, von neun Jahren an dürfen wir ... Ich würde so gern Geld verdienen!« Dass man sie wegen ihrer verkrüppelten Schulter abgewiesen hatte, verschwieg sie.

Endlich rief der Schaffner ihre Station aus. Der Omnibus

leerte sich. Sie befanden sich in der City, der Stadtmitte Londons. Mohr stieg mit ihnen aus und Becky fragte verdutzt: »Wohnen Sie denn hier?«

Doch Mohr wandte sich an Joe, dessen Erregung und Ratlosigkeit ihm nicht entgangen war. »Sorge dich nicht um deine Schwester und das Gepäck. Lauf los. Wenn du Glück hast, ist das Tor noch nicht zugesperrt. Es ist kurz nach sechs Uhr!«

Er schob den Jungen, dem der Dank in der Kehle steckenblieb, mit leichtem Druck vorwärts. Da sauste Joe los, ohne sich nach Becky und den Gepäckstücken umzusehen.



DIE RABENHECKE

Der Pferdeomnibus rappelte weiter. Menschen eilten an Becky vorbei, stießen ärgerlich das sperrige Reisigbündel zur Seite. Um diese Zeit herrschte auf den Straßen, ob sie nun breit oder eng waren, ein wildes, lärmendes Gedränge. Besonders in der Oxford Street, einer der Hauptverkehrsadern der Riesenstadt. Menschen aller Schichten waren dort anzutreffen. Junge Leute, deren Arbeitszeit in den Büros der Bank- und Handelshäuser schon am Nachmittag beendet war, begannen ihren Samstagabendbummel. Herren in groß- und kleinkarierten Frackhosen aus feinstem Wolltuch, Männer in Barchentröcken* über manchesternen Kniehosen schlenderten an den Auslagen vorbei, die London, die größte und reichste Stadt der alten Welt, ihren besitzstolzen Bürgern in Magazinen und Schaufenstern ausbreitete. Ehrbare Kleinbürgerfrauen in dunklen Kapotthüten mit breiten Seidenschleifen schleppten schwer an ihren sonntäglich gefüllten Körben und Einkaufstaschen. Sie hatten es eilig, wie jedermann, blieben aber neidischen Blickes stehen, wenn Damen der eleganten Welt über die Bürgersteige trippelten, um in ihre Kutschen oder gemieteten Droschken zu steigen. Hinter ihnen stelzten weißbestrumpfte Lakaien mit würdevollen Mienen und fingen die Blicke ein, die ihren gefüllten Delikatesskörben und Blumenbuketten, ihren Hut- und Tortenschachteln galten.

In solchen Augenblicken staute sich der Menschenstrom wie auf eine geheime Verabredung. Modegecken reckten

*Barchentröcke: hier Jacketts aus derbem Baumwollstoff

ihre Hälse, Frauen in Kattunröcken und Kapotthütchen rissen die Augen weit auf, um nur ja nichts zu verpassen, und überschlugen dabei aufgeregt, wie viel Meter Seidenband und Spitzenrüsche man wohl für einen solchen oder ähnlichen Umhang benötigen würde, falls man ihn selbst schneiderte.

Bei so einem ungewollten Aufenthalt konnte auch ein wohlhabender Bürger beim Anblick einer schmucken Equipage* von immer wachsendem Reichtum träumen. Aber sie alle knuffte die respektlose, vorwärts schiebende Menge weiter.

Nur verhärmte Arbeiterfrauen hasteten blicklos vorwärts. Die Welt der Gutgekleideten war für sie unerreichbar wie die Sterne, auch waren die Läden der »Oxy« nicht ihre Läden. Hinter den glänzenden Geschäftsstraßen lagen viele verwaarloste Gassen und Plätze, die Viertel der Armen. Wenn man Samstag zu spät kam, gab es dort nur noch das Schlechteste vom Schlechten für den sauer erworbenen Wochenlohn.

In der dahin wogenden schau- und kauflustigen Menge trieben sich noch alle Arten von Vagabunden umher, große und kleine Gauner, alte und junge. Ausstaffiert waren sie ihren Einnahmequellen entsprechend, die einen stutzerhaft und immer bereit, die feine Welt zu imitieren, trotzig und herausfordernd die anderen und, wie es schien, sogar stolz auf ihre verwegene Lumpentracht vom Trödelmarkt. Nicht zu vergessen die vielen barfüßigen Gassenjungen in ihren geflickten Röhrenhosen. An Häuserwänden oder vor den Auslagen lungerten sie herum, boten bisweilen auch Zeitungen an, immer aber mit dem ihrem Alter so eigenen geschärften Blick einen kleinen Verdienst erspähend oder einem Abenteuer auf der Spur.

**Equipage: Kutsche*

Vor Becky, die ein wenig sorgenvoll dem rasch entschwundenen Bruder nachgeblickt hatte, tauchte ein Dicker in Pumphosen auf, dem die bunten Troddeln seiner französischen Mütze ins Gesicht baumelten.

»Platz da, my darling! Versperst mir den Weg mit deinem Dukatensack!«, rief er laut, aber gutmütig und schob mit der Sicherheit eines Jongleurs seinen Wanst wie ein Weinfass durch die Menge. Becky, die eine Sekunde zu lange in offenkundiger Bewunderung auf seine Troddelmütze gestarrt hatte, wurde von ihm – oder vielmehr von seinem Bauch – wie ein schwankes Hälmschen erfasst und weitergeschoben. Laut lachend weidete sich der Rotnäsige an der Angst des Kindes und seiner Anstrengung, gegen den Menschenstrom zu seinen Habseligkeiten zurück zu gelangen.

In diesem Augenblick fragte Mohr: »Auf was warten wir noch, mein Kind?«

»Ich will den Sack nur schnell an die Hauswand stellen und dann den Korb, ich ...«, sie versuchte tapfer zu lächeln, »dann warte ich. Aus der Rabengasse kommen hier viele vorbei, die helfen mir. Heute habe ich mehr Zeit als sonst.«

Becky wusste, dass die Quaddles mit ihrem Karren bis zehn Uhr auf dem Markt blieben. Am Wochenende machten sie ihr Hauptgeschäft.

»Nein, ich begleite dich. Hier kann man nicht warten.« Mohr ergriff schon den Korb mit den weißen Pilzen. »Wo wohnt ihr?«

»In St. Giles, Sir!«, sagte Becky leise. Ihr Blick streifte die feinen Lederschuhe ihres Begleiters. »Es ist nämlich ... die vielen Pfützen und der ... der Schmutz, da kann man nicht gut ... Samstag ist es am schlimmsten. Feine Leute gehen nicht durch die Rookery.« Mutig nannte sie den Schimpf- und Spottnamen, den die Londoner dem Elendsviertel St. Giles gegeben hatten, das mitten in der City lag.

Rookery – Rabenhecke! Kam der Name von den unzäh-

ligen Raben und Krähen, die mit ihrem heiseren Gekreisch die stinkenden Abfallberge, die niemals weggeräumt wurden, gegen jedermann verteidigten? War er für jene geprägt, die aus Kellerlöchern und halbzerfallenen Schlupfwinkeln geheimnisvoll auftauchten, wieder verschwanden und von Hehlerei und Diebstahl lebten?

Wer nicht unbedingt in die Rabenhecke gehen musste, machte lieber einen großen Bogen um sie. Beckys Begleiter aber schien der Schmutz nicht zu schrecken, jedenfalls kümmerte er sich weder um seine Schuhe noch um seinen guten Anzug. Er sah nur, dass in dem Gesicht des blassen Mädchens die Demut der Erniedrigten mit dem Stolz des arbeitswilligen, sauberen Menschen kämpfte. Darum sagte er ruhig und mit Nachdruck: »Mach dir darum keine Sorgen. Ich kenne St. Giles. Viele fleißige Menschen wohnen dort, müssen immer noch in den dunklen Gassen aushalten, bis einmal alles abgebrochen sein wird. Es ist nicht ihre Schuld, dass die Armut so groß ist. Also los!« Da das Kind Sack und Holz nicht allein tragen konnte, brummte er: »Na – und wie machen wir es nun mit dem vollgefressenen Wildschwein, das du aus der Heide mitgebracht hast? Am besten, ich packe es am Zipfelohr und du am Ringelschwanz! So! Nanu, es ist ja leicht?«

Beckys besorgtes Gesicht erhellte sich. Beinahe übermütig erwiderte sie: »Das Wildschwein hat Brombeerblätter gefressen!«

Das war nun endlich nach allerhand Widrigkeiten ein Grund, herzlich zu lachen. Doch gleich darauf bemerkte Becky, dass ihr Begleiter, um Korb und Sack zu tragen, den Stock unter den Arm klemmen musste, was ihm zweifellos einige Anstrengungen bereitete. Besorgt sagte sie: »Wir müssen schnell von der Oxy weg, hier können wir nicht ...«

»Wir können! Lass mich nur machen, ich bin breit.« Und Mohr bahnte sich, obwohl er nicht der Größte war, dafür aber mächtige Schultern hatte, ohne Zimperlichkeit einen

Weg durch die Menschenmassen. Becky konnte jetzt unangefochten hinter ihm her trippeln.

Natürlich blieb es nicht aus, dass sich einige Passanten spöttisch umblickten. So einen ungewöhnlichen Anblick gab es allerdings auf der Oxford Street nicht oft: Ein Herr der Bürgerklasse mit hohem Hut, mit einem brünetten, von schwarzseidigem Bart und Haar umrahmten Gesicht, einem Gesicht, das unter Tausenden nicht zu übersehen war, ein Herr im Frack, nicht gerade nach allerletzter Mode, aber immerhin aus Tuch, ein »Herr« also – und so einer trägt Sack und Pilzkorb? Unterhält sich mit einem Armeutelekind? Ja, er lacht sogar laut, kümmert sich um niemanden, bleibt stehen, wie es ihm passt, stört den Verkehr.

»Hallo, Mylord, ein bisschen flinker, wenn's beliebt! Sie verlieren ja Ihren Schießstock«, höhnte ein junger Geck in hellblauem Frack. Seine Begleiter drehten sich um und wollten sich ausschütten vor Lachen.

Becky war erschrocken über die meckernde Boshaftigkeit. »Wir müssen weg, ganz schnell ... die Leute ...«

Mohr ließ sie nicht weitersprechen. »Was scheren uns die Leute? Lass sie reden. Wir gehen unseren Weg. Was sollte dem Herrchen schon Gescheites einfallen?«

Doch Becky war noch nicht beruhigt. »So sind sie alle ...«, sie schluckte. Die feinen Leute, hatte sie sagen wollen. Aber war er nicht auch einer von den Feingekleideten? Ein Arbeiter konnte er nicht sein. Oder so ein Nichtstuer wie die da. Auch kein Fabrikant, das war sicher. Wer mochte er sein? Wenn man neben ihm ging, hatte man keine Angst mehr.

Nachdem Mohr sich seinen Stock wieder festgeklemmt hatte, sagte er unbekümmert: »Die ärgern sich doch nur über meine feinen weißen Pilze, die es jetzt nirgends mehr zu kaufen gibt. Da habt ihr gewiss lange gesucht?«

Becky nickte und ging wieder auf den heiteren Ton ein: »Vielleicht wundern sie sich auch, dass unser fettes Wildschwein keine Beine hat und wir es tragen müssen.«

»Genauso ist es, mein Kind. Und jetzt musst du mir deinen Namen sagen und den deiner Geschwister und was ihr macht. Alles will ich wissen. Ich bin von Natur aus sehr neugierig!«

Sie bogen in die High Street ein und konnten nun wenigstens nebeneinander gehen, wenn auch das Gedränge immer noch groß war.

Becky erzählte. Selten hatte sie dazu Gelegenheit. Sie nannte ihren Namen: »Becky Kling. Eigentlich heiÙe ich Rebekka, aber so nennt mich keiner.«

»Hm, mit den Namen ist das meist so«, bestätigte Mohr. »Man hat einen, doch bald finden gute Freunde einen weit- aus treffenderen, vielleicht auch lustigeren, und bei dem bleibt es dann. Mich nennen sie Mohr. Meine Freunde natürlich nur. Auch meine liebe Frau und meine beiden Mädchen Jenny und Laura und der kleine Musch. Der heißt Edgar. Mohr, das gefällt ihnen allen. Dabei bin ich gar kein Mohr, keiner aus dem Mohrenland.«

Er zwinkerte unter seinen dichten schwarzen Augenbrauen Becky zu. Seine Augen lachten.

»Aber einen mohrenschwarzen Bart haben Sie doch«, wagte Becky einzuwenden.

»Das kann man nicht abstreiten. Der ist schwarz, wie es sich für einen Mohren gehört. Und wenn du willst, kannst du mich getrost auch so nennen.«

»Ja, Mister Mohr«, sagte Becky befriedigt.

»Und wie heißt dein Bruder, der jetzt schon vor seinem Mulewagen stehen wird und zerrissene Fäden knüpfen muss?«

»Joe! Aber im Pferdeomnibus haben Sie doch seinen Namen gewusst, Mister ... Mister Mohr.«

»Richtig! Damit haben wir den Pferdebuschaffner ganz hübsch angeführt. Joe Kling also!« Er sagte es so, wie man einen Namen ausspricht, den man nicht mehr vergessen will. »Hoffentlich haben sie ihm nicht zu viel Strafgeld ab-

gezogen.« Er sah das gequälte Gesicht wieder deutlich vor sich. »Du sorgst dich um deinen Bruder.«

Alles weiß er, dachte Becky, holte tief Luft, antwortete aber nicht, blickte nur scheu zu ihm auf. Geheimnisvoll war er aufgetaucht und hatte den Schaffner gezwungen, sie mitzunehmen. Es machte ihm nichts aus, mit in die Rabenhecke zu gehen. Er hatte eine gute, warme Stimme wie keiner, den Becky kannte. Nur manche Worte betonte er anders als die Londoner, das hatte sie schon gemerkt. Manchmal machte er vor den Worten eine Pause, als müsse er noch überlegen. Genau wie die Mama, die dann öfters hinzufügte: Wie sagt man hier? Bei uns in Irland sagte man so ...

»Du wolltest mir doch erzählen? Ich weiß jetzt zwar, dass es eine Familie Kling gibt, mit Becky, Joe und einem älteren Bruder Robin, aber wen gibt es noch? Versorgst du den Haushalt, oder macht das deine Mutter?«

»Den Haushalt muss Polly versorgen. Die ist sieben Jahre alt. Unsere Mamy geht in die Fabrik ...« Becky erzählte jetzt ohne Unterbrechung. Von der Zündholzfabrik, in der sie noch vor zwei Jahren gearbeitet hatte, und wie das Unglück gekommen war. Erst konnte sie die Arme nicht mehr bewegen und dann den Kopf nicht mehr. Ein Jahr lang musste sie liegen, durfte sich kaum rühren. Die Schulter blieb schief. Man nahm das Kind nicht mehr zur Fabrikarbeit. Dann wurde Becky Hausmädchen und Botengängerin bei dem Händlerehepaar Quaddle. Bald wusste der Mohr mehr, als Becky erzählen wollte.

»Du arbeitest bei dem Kerl, dem Quaddle, nur fürs Essen, ohne Lohn?« Becky nickte stumm. Das war das Bitterste an ihrem schweren Los.

»Erst nicht, erst wollten sie mir was geben. Später jedoch ... als wir die Miete nicht bezahlen konnten ... Eigentlich hielt unser Papa sehr darauf, sie pünktlich zu zahlen, aber ... ich meine ...«

Becky stockte, versprach sich, und Mohr merkte, sie

hatte ihm etwas zu verheimlichen. Warum sie drängen. So sagte er: »Ich verstehe. Und Quaddles verwalten das Haus, in dem ihr wohnt?«

»Eine Küche haben wir und ein Zimmer. Wir sind jetzt nur noch sieben, weil ich doch nicht zu Hause schlafe und auch ...«, sie schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen. »Manche müssen in einem Zimmer kochen und schlafen. Tante Elis zum Beispiel. Die sind acht Personen.«

Becky hatte bald gemerkt, dass sie dem Mohr nichts zu verschweigen brauchte. Er rief weder »ach« noch »oh«, er hörte aufmerksam zu, fragte nur das Notwendige, gab Erklärungen, runzelte die Stirn, wenn er etwas Schlimmes hören musste.

»Mit einer Lederpeitsche?«, fragte er grimmig, als sie von Quaddle, dem Trunkenbold, erzählte.

Becky nickte.

»Er schlägt alle, auch seine Frau, wie es gerade kommt. Sogar den Hund Caro, der doch der allerbeste ist und geduldig den Karren zum Markt zieht. Nur die Großmutter lässt er in Ruhe.«

»Und die Großmutter erzählt dir Geschichten? Auch Märchen? Das gefällt mir.«

»Oft nicht«, schwächte Becky ab, »nur manchmal, wenn wir allein sind. Die Quaddle-Großmutter hat sogar Bücher mit Bildern, aber sie ist blind, und darum muss sie erzählen.«

»Du kannst nicht selber lesen, Becky?«

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf. »Ich möchte schon. Ein paar Buchstaben kenne ich, die habe ich von Joe gelernt. Der kann gut lesen«, sagte sie stolz. »Aber mit dem Lernen geht es bei ihm sehr langsam, denn die Kreuzspinne gibt ihnen nicht genug Zeit dazu. Mal ist ein Lehrer krank, mal betrunken, mal hat er keine Lust. Und jedes Mal fällt die Schulstunde aus. Das Schulgeld ziehen sie ihnen

aber trotzdem ab. Wenn ich mehr Zeit hätte, dann könnte ich bei meinem Vater lernen oder bei Robin. Aber ich darf ja nur Sonntagnachmittag nach Hause.«

»Robin, der in der Fabrik in Whitechapel arbeitet, das ist euer Ältester, nicht wahr?«

»Ja!« Becky war erfreut. »Das haben Sie sich gut gemerkt, wir wohnten früher alle in Whitechapel.«

»Dein Vater liest also gern. Aber – hat er denn Zeit zum Lesen?«

»Ja, er ist arbeitslos.« Becky hatte genau gespürt, warum Mohr zögerte, weiterzusprechen. »Schon zwei Jahre. Nun findet er keine Arbeit mehr. Er ist Baumwollspinner. Weil nämlich die Spinnmaschinen ...« Sie brach ab, besann sich und erklärte dann eifrig: »Die alte Maschine, die hieß Jenny, die schaffte sechsmal mehr, als ein Spinnrad schaffte. Aber dann kam eine neue, die hieß Throstle, die machte wieder mehr als die Jenny. Die, an der der Papa arbeitete, hieß Mule. Sechshundert und mehr Spindeln hat er früher bedient, aber er sagt, bald darauf brauchten sie nur noch einen einzigen Spinner für 2000 Spindeln. Und der konnte zwei Mules zusammen mit ein paar Kindern bedienen. Bei Cross und Fox haben sie jetzt die neue Selfactor aufgestellt, und da ...«

Becky hatte immer lebhafter berichtet, brach plötzlich ab und sah Mohr forschend an. Vielleicht wollte der das alles nicht so genau wissen. Doch der Mohr, aufs höchste gefesselt durch Beckys gescheiterten Bericht, drängte: »Weiter!«

»Da brauchen sie gar keine Spinner mehr. Nur ein paar Arbeiter, die im Saal aufpassen. Alles andere machen die Frauen und Kinder. Und alles für weniger Lohn, viel weniger ...« Da der Mohr noch schwieg, fügte sie bekümmert hinzu: »Unser armer Papa! Es kränkt ihn so, dass er zu Hause sitzen muss, die Mama aber sich abrackert und Joe, wir alle. Er arbeitet so gern. Früher hat er auch gelacht und

mit uns gesprochen. Oft hat er gesagt: ›Man muss den andern helfen.‹ Jetzt schweigt er zu allem.«

Becky schwieg bekümmert. Endlich hatte sie einmal zu einem Menschen von ihrem Schmerz um den Vater sprechen können. Und weil der Mohr so anteilnehmend zuhörte, setzte sie noch leise hinzu: »Joe hat es mir gesagt, und er weiß es von Robin, aber eigentlich darf es keiner wissen: Er hat früher in Birmingham Streikgelder verwaltet und ausgezahlt. Einmal hat ihn die Polizei ...« Dabei schlug sie sich erschrocken auf den Mund, und Mohr forderte sie nicht auf, weiterzuerzählen. Aber vielleicht dachte dieser Mister Mohr etwas Falsches? So hob sie ihre Stimme und sagte hart: »Alles, weil die neuen Maschinen da sind. ›Die haben das Unglück über die Menschen gebracht,‹ sagt Papa. Über die Arbeiter«, verbesserte sie sich.

Da Mohr den Kopf schüttelte, sie ihn aber überzeugen wollte, besann sie sich auf die Worte, die der Vater so oft ausgesprochen hatte, dass sie den Kindern ganz geläufig waren: »Jeder Fortschritt ist ein Rückschritt für die Arbeiter.«

Mohr blieb stehen, betrachtete Becky so erfreut, als habe sie ihm das schönste Geschenk gemacht.

»Du bist ein kluges Mädchen. Gut hast du dir alles gemerkt, ausgezeichnet. Aber etwas fehlt noch. Die neuen Maschinen sind nämlich nur die eine Seite der Sache, die andere aber, das sind die Fabrikbesitzer. Diese ehrenwerten Teufel wollen verdienen. Viel verdienen. Wollen gut leben, ein Haus haben, Diener, Pferde, Kutschen – immer mehr. Und wie verdienen sie mehr? Wenn sie Maschinen haben, die viel schaffen, viel Garn, viel Wolle, viel Stoffe. Und wenn sie an ihre Maschinen Arbeiter stellen, denen sie die kleinsten Löhne geben können. Wer das ist, brauche ich dir nicht erst zu sagen. Schuld sind also nicht die wunderbaren Maschinen, sondern die Fabrikanten, die sich um nichts anderes kümmern als um ihren Profit.«

Teufel hatte er die Fabrikanten genannt. Genau wie Robin und der Vater, dachte Becky verwundert.

Sie waren durch mehrere krumme und immer enger werdende Straßen in das Elendsviertel St. Giles eingedrungen. Hier herrschte mindestens ebenso viel Leben wie auf den breiten Hauptstraßen der City, doch hier wohnte die Armut. In den Gassen, an jeder freien Ecke, wurde Markt abgehalten. Männer und Frauen standen mit ihren Karren und Körben an den abgestoßenen, bröckeligen Hauswänden und boten ihre Waren an: vom Hosenknopf und Baumwollband bis zum stinkenden Fisch und hart gewordenen Brot, das billiger verkauft wurde.

Am schlimmsten waren die Gemüsestände umlagert, doch was da angeboten wurde, war fleckig, halb faul, kaum genießbar. Die Händler bekamen das Abfallgemüse und Obst, das auf den größeren Märkten liegengelassen oder unverkäuflich war, für ein Spottgeld zugeschanzt. Hier, in den Elendsquartieren, bei den Ärmsten der Armen, gelang es ihnen immer wieder, in den Abendstunden noch Gewinn daraus zu schlagen.

Mohr blickte im Vorübergehen in viele Gesichter. Armseelig gekleidete Frauen, ein Tuch um die Schultern, huschten aus den Durchgängen der Häuser, stiegen aus Kellerwohnungen herauf und schickten ihre gehetzten Blicke nach rechts und links. Wo gab es etwas, das man am Sonntag kochen konnte, das wenigstens etwas schmackhaft war? Würde es noch für ein Stückchen Fleisch langen? Die Angst, zu wenig fürs Geld heimzubringen, trieb sie immer weiter.

Das alles sah Mohr, während er mit Becky sprach. Am meisten jammerten ihn die Kinder, die Allerkleinsten. Verwahrlost und unterernährt saßen sie an Müllhaufen und wühlten nach Essbarem. Auch unter den Gemüsekarren hockten sie und stritten sich um ein Kohlblatt oder eine heruntergeworfene faule Rübe.

Becky mahnte wegen der hereinbrechenden Dunkelheit zur Vorsicht. Die ungepflasterten Wege waren mit Unrat und übelriechenden Pfützen bedeckt. Tag um Tag wurden die Eimer aus den Fenstern auf die Straße gekippt.

Auch in der Rookery folgten den beiden hin und wieder Blicke. Keine spöttischen, dafür um so neugierigere. Auch das Anrempeln blieb nicht aus. Dem Mohr wäre beinahe der Hut in den Schmutz gefallen.

»Hallo, kleine Becky! Hast dir ja 'nen noblen Gepäckträger gegabelt!«, rief eine Frau mit breitem Lachen.

»Tante Elis! Warte doch! Warte ...«

Doch die Arbeiterfrau hatte wie alle keine Zeit und war bald im Gewühl verschwunden.

Sie waren an einer Stelle angelangt, wo – nach dem vor längerer Zeit angeordneten Abbruch der schlimmsten Gassen von St. Giles – mit dem Abtragen der Häuser begonnen worden war. Hier blieb Mohr stehen, nahm den schief sitzenden Hut ab, fächelte sich Luft zu und sagte prustend: »Wir wollen ein wenig verschnaufen.«

Er balancierte über die Ziegelhaufen, dann setzte er vorsichtig den Pilzkorb auf einen Mauerblock. Im gleichen Augenblick sprang aus der grauen Steinwildnis eins der vielen halbverhungerten, heimatlosen Kätzchen hervor, beschnupperte die Pilze und wetzte sein struppiges Köpfchen an Beckys Knien.

»Pussy! So weit bist du gelaufen? Und hast mich gleich erkannt?« Becky nahm das Kätzchen auf und presste es zärtlich an sich. Das magere Tier schmiegte sich sofort unter das warme Kinn seiner Freundin und begann wohligh und laut zu schnurren. Als ihm der Mohr sanft über das getigerte Fell strich, verstummte das Schnurren und ging in ein abwartendes, aber nicht böses Knurren über. Wild peitschte der herabhängende Schwanz. Die Katze wartete mit zurückgelegten Ohren: eine große Hand? Von der war doch nichts Gutes zu erwarten! Große Hände

waren in der Regel Männerhände, waren hart, meistens böse und ungeduldig. Diese Hand aber war weich und verstand sich aufs Liebkosen. Mohr sagte: »Was fürchtest du dich, kleines Graues?« Er legte behutsam beide Hände um das verängstigte Tier und kraulte es hinter den Ohren. Mit einem Male setzte das Schnurrlied wieder ein. Das Kätzchen drängte mit stürmischer Gewalt sein Köpfchen in die feste, warme Hand des Mannes. Langsam pendelte der Schwanz aus, nur die Spitze zuckte noch. Becky war glücklich. Pussy ließ sich von niemandem streicheln – und heute? »Sie verstehen es mit Katzen. Sie haben wohl auch eine?«

Mohr verneinte. »Wir haben zu wenig Platz. Unsere Kinder wünschen sich schon lange ein Kätzchen. Aber vorderhand müssen sie sich mit der Tapetenmaus begnügen. Die ist recht drollig und ganz zahm. Holt sich hin und wieder eine Brotrinde.«

»Pussy weiß genau, wo wir wohnen«, berichtete Becky. »Manchmal schläft sie in Lissys Schlafkiste. Am Tage natürlich. In der Nacht braucht Lissy ihre Kiste selber.«

Becky verstummte plötzlich. Schon viele Stunden hatte sie nicht mehr an das Bett gedacht. Jetzt war ihr eingefallen, dass morgen der große Tag war. Das Bett würden sie holen. Ob sie ihrem Begleiter alles anvertrauen durfte? Da fragte er schon: »Lissy ist dein jüngstes Schwesterchen? Wie viele hast du?«

»Drei. Dorothy, Polly und die kleine Lissy. Die ist unser Sorgenkind. Kann nicht sprechen. Ich meine, immer noch nicht und ist dabei fast vier Jahre alt. Alles versteht sie, was man ihr sagt. Ich denke manchmal, sie will einfach nicht sprechen. Es hat ja auch niemand Zeit für sie. Wenn ich doch ...«

Mohr sah, wie ihr Gesicht sich verdüsterte. Rasch fragte er: »Und wo arbeitet deine Mama?«

»Auch bei Cross und Fox. Sie ist Spitzenklöpplerin.«

Verwundert fragte Mohr: »Bei der Kreuzspinne? Aber Klöppeln ist doch Heimarbeit?

»Hier nicht. In Irland hat die Mama Heimarbeit gemacht. Das Spinnenbein ... ich meine den Sohn der Kreuzspinne, den Samuel Cross, der hat im Seitengebäude noch eine kleine Spitzenfabrik. Als er erfahren hat, dass die Mama klöppeln kann, hat er eine Klöppelstube eingerichtet. Mit zwei anderen Frauen und ein paar Kindern muss sie jetzt für ihn klöppeln. Sie wollte es nicht machen, aber es nützte ihr nichts, sie musste. Sie zahlen ihr dafür zwei Schilling mehr in der Woche. Es ist eine schwere Arbeit. Die Brust tut ihr oft weh. Wenn man aber das Geld braucht ...«

Flackerndes Licht drang aus einem noch unzerstörten Kellerloch und ließ Becky zusammenfahren. Es war sicher schon spät.

Mohr sagte grimmig: »Eure Kreuzspinne weiß schon, warum sie echte Spitze klöppeln lässt. Das ist eine große Kunst. Sie stirbt aus.«

Dieser Mister Mohr wusste sogar etwas vom Klöppeln. Stolz gab sie Bescheid: »Die Spitzen, die die Mama klöppelt, kommen zu Marshall und Sindermann. Das ist ein ganz vornehmes Modegeschäft, sogar ein königliches.«

»Da hast du es! Für die schwere Arbeit zwei Schilling mehr in der Woche an die Mama, und einige hundert Pfund Gewinn im Jahr für das Spinnenbein.«

Becky seufzte. Ja, so war es. Immer, wenn sie an die Mama dachte oder von ihr sprach, spürte sie die beängstigende Trauer. Wie oft kam die Mutter kraftlos und müde nach Haus. Neulich hatte sie gesagt: »Wenn ich nur das Kind überlebe. Was soll bloß aus euch werden! Wie wird alles weitergehen?«

Becky fasste Mut und sagte kaum hörbar: »Lieber Herr Mohr, kann man sterben, wenn man ein Kind bekommt?«

Mohr sah erschrocken auf Becky. Mit was für schweren Gedanken musste sich diese tapfere Kleine herumplagen?

Spricht vom Sterben wie ein Erwachsener. Behutsam fragte er: »Deine Mama erwartet ein Baby?«

Als Becky nickte, fuhr er fort: »Und sie ist sehr schwach? Hat zu viel gearbeitet?«

Becky konnte wieder nur nicken, ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Die Mama liegt ...«, stockend kamen die Worte. »Sie hat kein Bett. Sie liegt auf einem Strohsack und friert immer. Und jetzt kommt der Winter! Sie hustet schon genau wie Dorothy. Die Leute sagen, Dorothy hätte die Schwindsucht. Und da gibt ihr die Mama jedes Mal ihre Schlafdecke. Aber sie braucht sie selber. Wir haben nur diese eine Decke. Früher hatten wir Betten. In Whitechapel. Aber das ist schon lange her. Joe hat mir alles erzählt, der merkt immer, wenn die Mama die Decke über Dorothy legt. Und jetzt, Mister Mohr ...«, sie schluckte, wischte sich die Augen klar. Ihr Gesicht wurde plötzlich hell und strahlend, das Blut schoss in ihre Wangen, und was sie nun berichtete, klang fast feierlich: »Wir wollen unserer Mamy ein Bett schenken. Ja, ein richtiges Bett mit einer Matratze und einem Federkissen und einer Wolldecke.« Sie bestätigte es nachdrücklich, weil der Mohr sie groß und zweifelnd angeblickt hatte. »Die Mama hat nächste Woche Geburtstag. Dienstag! Und dann kommt ja auch bald das Baby. In dem Bett wird sie weich und warm liegen können. Was für ein breites Bett das ist! Und wenn sie nicht mehr frieren muss, wird sie auch nicht sterben, nicht wahr?«

Becky richtete ihre Augen jetzt forschend auf den Mann, der wie ein guter Freund neben ihr gegangen war und dem man alle Sorgen anvertrauen konnte. Jetzt erwartete sie von ihm eine gute, eine zuverlässige Antwort. Der Mohr war bei Beckys Bericht aufgestanden. Seine Lippen waren fest zusammengepresst. Er strich sich über die Stirn. Eine der schwersten Stunden seines Lebens trat bei dieser Frage des Kindes jäh in sein Bewusstsein.

Da saß seine liebe Jenny, die Mutter seiner Kinder, im nackten, ausgeräumten Zimmer auf den harten Holzdielen. Den Kopf hielt sie an die kalte Wand gestützt und hatte den kleinen Guido an der Brust. Guido, das Föxchen, das jetzt tot war. Zwei Pfänder hantierten im Zimmer und schleppten nach und nach alle Habe weg, die Wäsche, die Kleider, die Mäntel, die Betten, nicht einmal die Wiege für den Jüngsten ließen sie da. Jennychen und Laura, die beiden Mädchen, standen an der Wand mit tränenüberströmten Gesichtern und sahen, wie auch ihr liebes Spielzeug verschwand. In diesem Augenblick war er die Treppe hinaufgestürzt und hatte den Gerichtsdienern wenigstens das Bett für seine Frau entreißen können. Am nächsten Morgen mussten sie es trotz alledem verkaufen, denn im Hausflur warteten alle, die ein paar lumpige Schillinge zu fordern hatten: Apotheker, Fleischer, Bäcker, Milchmann. Erst als alle Krämerschulden bezahlt waren, konnten sie den kahlen Zimmern den Rücken kehren. Wann war das, damals in Chelsea? Das war noch kein Jahr her! Die Angst des kleinen Arbeiterkindes um das Leben seiner Mutter hatte ihm die eigene Not für einen Augenblick heraufbeschworen.

Behutsam sagte er: »Ängstige dich nicht. Was für ein Glück für eure Mama, wenn sie nun ein Bett bekommt, von ihren Kindern. Wie habt ihr das nur zuwege gebracht?«

»Das ganze Geld haben wir noch nicht zusammen«, begann Becky. »So ein Bett kostet viel Geld. Wir haben es uns vor vier Monaten überlegt. Im Juni. Joe hat das erste Geld dazu gegeben. Es war ein Schilling. Er hat schwere Körbe getragen. Die Frau gab ihm reichlich. Na, und so fing es überhaupt an. Mit dem Geld konnte Joe machen, was er wollte. Lange haben wir überlegt. Eigentlich wollten wir bei dem Altwarenhändler für die Mama einen Stuhl mit einer Lehne kaufen. Da sahen wir das Bett. Joe hat den Plan gefasst, er ganz allein. In der Spinne ist er immer einer der

Fleißigsten. Ganz selten bekommt er mal Strafabzug. Früh steht er schon eine halbe Stunde vor allen anderen am Tor. Er will nicht zu spät kommen. In dem Arbeitskontrakt, den alle unterschreiben müssen, ist nämlich festgelegt, dass die Fabrikherren den Arbeitern ein Drittel vom Tageslohn abziehen, wenn einer nur ein paar Minuten zu spät kommt. Sie lassen sie nicht mehr in die Fabrik. Nicht vor der ersten Pause. Unsere Mama und ein paar Frauen aus der ›Spitze‹ mussten einmal eine Stunde vor dem Tor warten. In unserer Zündholzfabrik haben sie sogar die Uhren vorgestellt, damit die Aufseher höhere Strafen einkassieren konnten.«

Mohr, der manchmal finster genickt hatte, knurrte etwas Unverständliches, unterbrach aber nicht ihren Bericht. Er kannte die schändlichen Gepflogenheiten der Fabrikanten, sich mithilfe der Arbeitskontrakte, die jeder unterschreiben musste, wenn er nicht verhungern wollte, durch ein ausgeklügeltes Strafsystem noch am kärglichen Lohn ihrer Arbeiter zu bereichern.

»Mein Bruder Robin sagt, mit den Kontrakten haben sie uns die Füße gefesselt und die Schlinge um den Hals gelegt.«

»Dein Bruder hat recht. Genauso ist es.«

Eifrig erzählte Becky weiter: »Wenn Joe einen Wochenlohn nach Hause bringt, tut er so, als hätten sie ihm Straf-gelder abgezogen. Wir wissen alle, dass er die Pennies fürs Bett zurückgelegt hat. Die Mama aber weiß es nicht. Oft ist sie traurig. Kürzlich hat sie geweint, weil Joe sagen musste: ›Diese Woche war’s ein ganzer Schilling!‹ – Ein Schilling ist viel Geld. Sehr viel. Zwölf Pennies.« Becky seufzte leise. »Es ist schwer für Joe.« Sie blickte Mohr fragend an. Ob er es auch verstand?

Ja – Mohr verstand es und sagte es auch: »Du hast einen braven, tapferen Bruder.«

Becky nickte froh. »Aber ich habe auch gespart«, sagte sie scheu. Sie wünschte sich sehr, der Mohr möge ihre eige-

nen Bemühungen richtig einschätzen. »Die Kunden geben nicht viel, doch ich habe keinen Penny für mich ausgegeben.« Wie oft hatte sie die winzigen Geldstücke gezählt und immer wieder gezählt. »Ich spare mir auch das Geld für den Pferdeomnibus und laufe. Zwei Schilling habe ich dazugeben können ...«

»Eine große Sache habt ihr euch da vorgenommen, du und Joe und euer großer Bruder«, sagte der Mohr bewundernd.

»Wir haben noch einen.« Becky hatte nun Mut gefasst. Vertrauensvoll sah sie den Mohr an. »Er heißt Billy. Er hat auch Geld dazugegeben. Vier Schilling. Er ist nicht so schlimm, wie sie alle sagen. Unser Papa will nicht, dass wir seinen Namen nennen, weil ...«

Dass es mit Billy eine dunkle Bewandnis haben musste, war sicher, da aber Becky schon wieder ins Stocken geraten war, unterließ es Mohr, weiter zu forschen. Becky fühlte sich erleichtert. Sie hatte Billys Namen aussprechen können. Vielleicht konnte Mohr ihr sogar einen Rat geben? So begann sie, ausführlicher vom Bruder Billy zu erzählen, dem Fünfzehnjährigen, dem Lustigsten der Familie, der ebenfalls in der Kreuzspinne beschäftigt gewesen war. Früher hatte der Papa oft von ihm gesagt: »Er ist klug und mutig.« Becky ahnte, dass der Papa ihn am liebsten hatte und vielleicht deshalb so hart zu ihm gewesen war.

Damals, als es passierte, hatte sie gerade ihre Arbeit bei dem Händlerpaar Quaddle angefangen. Als Billy sie das erste Mal besuchte, traf er sie völlig verstört an, mit blauen und roten Flecken am ganzen Körper – so hatte der Wüterich sie zugerichtet. Billy war außer sich vor Empörung gewesen, hätte am liebsten alles in der Quaddelküche zerschlagen, doch das hätte ja Becky büßen müssen. Von diesem Tage an nährte er einen tiefen Hass gegen den Händler. Er besuchte die kleine Schwester häufig, gab ihr Ratschläge, wie sie dem Wüterich ausweichen könne. Als

Quaddle ihn einmal antraf, fuhr er Becky an, er wünsche keine Spione und Schnüffler aus ihrer Sippschaft in seinem Hause.

Eines Tages hatte Billy ein Säckchen Mehl nach Hause gebracht, Polly aber bedeutet, kein Wort darüber zu verlieren. Doch wie sollen sich zehn Pfund weißes Mehl im Haushalt der Armut verheimlichen lassen? Es kam zur Sprache. Der Vater wollte genau wissen, wie Billy zu dem Mehl gekommen sei, doch Billy verweigerte die Auskunft. »Könn't's ja zum Fenster rausschmeißen, wenn ihr's nicht braucht. Man fragt nicht bei jeder Kleinigkeit nach dem Wie oder Woher. Basta!« Da war er bei dem Vater an den Falschen gekommen. Dieb hatte er ihn genannt. Dieb oder Hehler. Solche dulde er nicht im Hause.

Tags darauf war Billy verschwunden. Alle Leute aus der Rabengasse und der Umgebung sprachen davon. So kam es auch Quaddle zu Ohren. Ihm fehlte in seinem Lager ein Sack weißes Mehl, fünfzig Pfund. Jetzt gab es für ihn keinen Zweifel: Billy, der schlaksige Bursche mit den frechen Augen, war der Dieb. Der Händler drohte dem Vater mit der Polizei. Am meisten kränkte es den ehrenwerten Edward Kling, sich von diesem Gauner und Trunkenbold »Vater einer Diebesbande« nennen lassen zu müssen. »Ihre Tochter wird in Zukunft ohne Geld bei mir arbeiten, dann werde ich über die Sache schweigen«, hatte Quaddle verlangt. Die Klings waren ihm ausgeliefert. Obwohl sich nichts nachweisen ließ und nichts zugegeben wurde, wies doch die Spur auf Billy. Das Mehl musste ersetzt werden. Die Miete blieben sie schuldig. Das kam alles Schlag auf Schlag. Mohr hatte ernst zugehört. Schwer hatten es die kinderreichen Arbeiterfamilien. Not und Verbrechen gingen oft Hand in Hand.

Becky spürte sein Mitempfinden. »Mit einer Bande lebt er jetzt irgendwo im Hafen. Wir sind alle sehr traurig. Keiner darf seinen Namen aussprechen. Wir sehen ihn manch-

mal, Joe und ich, wenn wir in seiner Gegend sind. Er fragt immer nach allen, der Mama will er ein warmes Tuch zum Geburtstag schicken. Er ist doch nicht schlecht? Wir haben ihn lieb.«

»Wie lange ist das her?«, wollte Mohr wissen.

»Ein Jahr.«

»Ich denke, ihr solltet zu ihm halten. Sicher hat er seine Schuld eingesehen. Der Vater wird sich eines Tages besinnen.«

»Das glauben wir auch!« Becky seufzte befreit und brachte das Gespräch wieder auf das Bett zurück, das sie morgen früh vom Altwarenhändler Patt abholen wollten, nachdem Joe seinen ganzen Wochenlohn dazugeben durfte.

Jetzt war alles gesagt, was es zu sagen gab.

»Dann ist morgen für euch alle ein großer Tag«, sagte Mohr herzlich. »Und Joe wird besonders froh sein. Nun erfährt ja die Mama alles. Es ist bitter, für faul zu gelten, wenn man fleißig gewesen ist.«

Das bis dahin sehr lebhaft geführte Gespräch schief ein. Becky hatte genug, an das sie denken konnte, und Mohr nicht minder. In der Rabengasse traf Becky einen Jungen, der bereit war, ihre Sachen zu tragen. So konnte sie dem Mohr den Weg nach Charing Cross weisen.

In diesem Augenblick sah sie Polly vorbeiflitzen und rief sie heran. Die nur wenig kleinere, sehr gelenkige Schwester sprang mit einem hundertmal geübten Satz über eine braune Wasserlache und blieb stumm und misstrauisch vor dem fremden, schwarzbärtigen Herrn stehen. Was will der von uns, schien der Blick zu fragen.

Becky drängte ohne erklärende Worte der Schwester das Reisigbündel auf und sagte: »Für die Mama!« Dann nahm sie zwei Hände voll Champignons aus dem Korb, legte sie der Schwester vorsichtig in die Schürze und belehrte sie: »Und die auch, Polly. Die soll die Mama ganz allein essen,

hörst du? Ich komme heute nicht mehr zu euch. Morgen früh treffen wir uns bei Patt. Sag's Robin noch einmal: Charing Cross, Ecke Oxy!«

»Ja, ja, ich sag's! Kaufen wir es nun wirklich?«

Becky nickte fröhlich. »Nun geh, kleines Muhmchen. Nimm Lissy mit hinauf. Es ist schon kühl. Habt ihr Brot bekommen?«

»Das harte gab's nicht mehr. Robin brachte seinen Lohn zu spät.«

»Ich bring morgen was von Quaddles mit«, sagte Becky leise. Der Mister Mohr sollte nichts Schlimmes von ihr denken.

»Gut, aber vergiss es nicht!« Polly ging.

Mohr ergötzte die knappe Art der Siebenjährigen, die das Hausmütterchen der Klingfamilie war. Es gefiel ihm auch, wie rasch und planvoll Becky alles regelte. Die wandte sich an Charlie: »Du kannst mir den Sack noch bis zu Quaddles tragen?«

»Kann!«, sagte Charlie. »Ist ja nicht weit.«

Mohr reichte Becky die Hand. »Nun, dann lebe wohl, Becky. Ich denke, wir werden uns wieder einmal begegnen. Und für morgen viel Glück!« Er schwenkte den Hut, als wäre sie eine große Dame. Charlie blieb der Mund offen.

Becky stand und sah ihm nach. Grübelnd. Manchmal ist das Leben schwer zu begreifen, im Guten wie im Schlimmen. »Wer war'n das?« Charlies Frage riss sie aus ihrer Versunkenheit.

Wie sollte sie es dem Jungen erklären? »Ach, lass nur, es war einer ... einer ... ich kenn ihn. Gut ist er. Nicht wie die alle ...«

Charlie horchte auf. »Hat er dir was gegeben? Wie viel?«

»Ach du, du denkst immer nur ans Geld!«

»Na klar, das muss man. Beinahe hätte ich es vergessen, der Spely, na du weißt doch, der Spelunkenhenny, einer aus der Bande, war heute hier. Hat keinen von euch an-

getroffen. Ich soll Joe bestellen, dass sie jetzt wieder im alten Quartier sind. In den Kat-Docks. Im ›Wackelnden Walfisch‹.«

»Na und, warum? Was soll Joe dort?«

»Warum? Soll sich mal sehen lassen. Könnte auch mal Fischsuppe essen. Jetzt weißt du's also!«

Eine Weile trabten sie stumm nebeneinander. Aus einem Durchgang wurde gepfiffen. Charlie erblickte seine Freunde, warf den Sack hin und lief hinüber.

Da stand Becky wieder allein mit Sack und Korb. Aber es war nicht mehr weit bis zu Quaddles.



DER TEUFEL IST LOS

Das Fabriktor der Baumwollepinnerei Cross und Fox war bereits geschlossen, als Joe noch keuchend die Parker Street entlanglief. Die Fabrikuhr zeigte zehn Minuten nach sechs. Er musste sich an eine Hauswand lehnen. Rote Ringe tanzten vor seinen Augen. Aus allen Poren brach kalter Schweiß. Eine alte Arbeiterfrau blickte mitleidig auf den nach Luft ringenden Jungen. Armer Kerl, machen die Kinder fertig, ehe sie gelebt haben, dachte sie. Ihr finsterer Blick streifte die rußgeschwärzte Fabrikfassade und die qualmenden Essen.

Joe hatte es nicht geschafft. Auch der hintere Eingang, den die Spitzenfrauen benutzten, war verschlossen. Dort lehnte der lange Macky an der Ziegelwand. Er getraute sich nicht nach Hause, weil sie ihm vom Wochenlohn so viel Strafgeulder abgezogen hatten. Jetzt bemerkte er den erschöpften Joe. Er hatte ihn gern, wie alle, weil er verträglich und hilfsbereit war. Und kein Duckmäuser. Macky hatte noch vor kurzem in Joes Schicht gearbeitet.

»Reg dich nicht auf, Joe, das lohnt nicht. Ruh dich lieber aus, bis sie das Tor wieder öffnen. Die ziehen dir heute sowieso Strafe ab, ob du pünktlich bist oder nicht. Hab vorhin gehört, wie der Brillenteufel sagte: ›Wenn Sie wieder so wenig Strafen einkassieren, Lagermeister Anderson, dann probieren Sie mal, wie's sich als einfacher Arbeiter leben lässt. Der Chef liebt Ihre Gefühlsduselei nicht, verstanden?«

»So ein Hund!«, stieß Joe hervor. Noch immer atmete er schwer. »Und was hat ... hat unser Andy gesagt?«

Joe konnte sich nicht vorstellen, dass Anderson, ihr ein-

ziger Freund im Hause der Kreuzspinne, sich dazu hergeben könnte, noch mehr Strafen herauszuschinden.

»Was soll er machen«, antwortete Macky, »hat nur gefragt, wie viel? Na, und was denkst du, was der Brillenteufel gesagt hat? Drei Pfund mindestens!«

»Drei Pfund? Ja, aber ...«, schrie Joe entsetzt. Er konnte nicht weitersprechen.

Macky stieß einen verächtlichen Pfiff aus: »Bestien sind es, alle miteinander! Mich haben sie vorhin bei der Lohnzahlung gerupft, und wie! Einen halben Schilling, weil ich eingeschlafen bin, drei Pennies, weil ich das Fenster geöffnet habe, zweie, weil ich unerlaubt austreten war, und so weiter. Nichts als Schikane. Dein Bruder Billy war schlau, hat sich davongemacht. Kannst du mir nicht sagen, wo seine Bande zu finden ist?«

Joe verneinte. »Ich war lange nicht draußen. Vielleicht in der Nähe der Londondocks?«

Macky blickte Joe von der Seite an. »Dein Bruder, das ist ein Kerl! Ich an deiner Stelle wäre längst schon zu ihm abgehauen. Na, mach's gut!« Er wandte sich zum Gehen.

Joe war verzweifelt. Wie nun weiter? Mit weniger als acht Schilling durfte er morgen früh keinesfalls die Spinne verlassen. Zehn mussten sie morgen für das Bett abliefern. Wie gut, dass sie das Geld für den Pferdebus gespart hatten. Becky wollte auch noch ein paar Pennies mitbringen. Nein, Strafen durften sie ihm heute nicht abziehen. Er überlegte fieberhaft. Ich muss irgendwo einsteigen. Suchend sah er sich um. Die Kellerfenster waren verriegelt. Dann blickte er scheu an der Mauer empor.

»Macky! He, Macky! Warte!« Der Lange drehte sich um und kam zurück.

»Ich klettere die Feuerleiter hoch«, sagte Joe. »Aber der Wächter darf mich nicht sehen. Kannst du ihn herauslocken? Wenn er die Tür öffnet, bin ich schon übers Gitter und verschwinde hinter seinem Schuppen.«

Und so geschah es. Als der Pförtner auf Mackys Armverrenkungen hin die Tür aufstieß, schlüsselklappernd herauhumpelte und sich in ein kläffendes Streitgespräch mit dem Langen einließ, der angeblich etwas vergessen hatte, war Joe schon hinter der Wächterhütte verschwunden. Er zog sich an der halsbrecherisch schmalen Leiter in die Höhe. Im zweiten Stockwerk konnte er nicht einsteigen. Dort spuckte gerade die Lüftungsklappe schmutziggelben Dampf aus. Er war eingenebelt. Wilder Husten schüttelte ihn. Ein Stockwerk darüber, im Spitzenlagerraum, konnte er sich einschwingen.

Wenn mich hier oben jemand sieht, dann sage ich eben, ich will zu meiner Mama, das glauben sie. Er drückte sich an den Wänden entlang. Alles ging gut. Nur der Lagermeister Anderson war im Raum.

»Halt! Pst! Joe? Wo kommst du her?«

Er schob ihn in eine dunkle Ecke und sicherte sie geschickt mit einer Kiste. Dann sprach er einige belanglose Worte mit dem Lagerarbeiter Potter, der schwerbepackt vorbeischlurfte.

»Lauf jetzt ... zuerst in den Abort, dann über die Wendeltreppe«, flüsterte Andy, als Potter verschwunden war.

Etwas später, als Joe auf dem »Drehwurm« stand, einer schmalen Treppe, die vom Kardierraum zu den Nassspindeln hinunterführte, sah er den Brillenteufel heraufkommen und wich entsetzt zurück.

»He, wo kommst du her, Kling?«, schmatzte Bell. Seine Zunge schob sich quallig über die Lippe.

»Vom Aust-t-tre-ten, Oberaufseher! Hab D-d-durchfall«, stotterte Joe.

Dem Oberaufseher Bell gefiel es, dass man vor ihm zitterte. Er hätte den Jungen auch die Wendeltreppe hinabgestoßen, wenn ihm danach zumute gewesen wäre. Heute aber, beinahe gutgelaunt, pflanzte er sich nur grinsend vor Joe auf und knurrte: »Eben angefangen und schon die

Scheißerei im Leibe. Andermal mach's vorher ab, verstanden? Unerlaubtes Austreten kostet 'nen Penny, Kling!« Er kritzelte in sein fettiges, von allen gefürchtetes Büchlein.

Joe wetzte hinab und atmete auf. Nur ein Penny! Was für ein Glück! Morgen würde alles gut gehen.

Heißer Brodem schlug ihm entgegen. Das ohrenbetäubende Ticken und Surren der Spinnmaschinen machte ihn ganz ruhig. Vorsichtig spähend schob er sich an seinen Platz, nickte Kat und Richard zu, die inzwischen auf seinen Mulewagen geachtet hatten. Wenige Minuten später bog Black, der Aufschreiber, in den Gang, um zu kontrollieren, ob alle an ihrem Platz waren. Auf Richard und Kat konnte Joe sich verlassen, die petzten nie. Der Spinner, dem sie zugeteilt waren, ließ sich nicht sehen.

Blitzend drehten sich die Spindeln, die den Webfaden spannen. Riss ein Faden, musste das verfitzte Garn herausgeholt, mussten die Enden neu geknüpft werden. Nicht jedem Mulekind ging die Arbeit so schnell von der Hand wie Joe. Er kannte fast alle Abteilungen der Spinne. In der Nassspinnerei hatte er gearbeitet, im Kardierraum und an der Hechelmaschine. Er begriff rasch. Man war mit ihm zufrieden.

Doch heute fiel es Joe schwer, auf die vielen hundert Spindeln zu achten. Will man diese Arbeit gut und zuverlässig verrichten, braucht man die allergrößte Aufmerksamkeit, dazu gute Augen und vor allem flinke, ausgeruhte Beine. Joe aber war müde. Auch steckte ihm noch die Aufregung in allen Gliedern. Doch er riss sich zusammen, sprang von links nach rechts, passte wie ein Luchs auf, um jede Panne zu vermeiden. Als lange Zeit alles ordentlich gelaufen war, tauchten die Bilder der schönen Heide wieder vor ihm auf: die Wildgänse, die Birke, der fremde Herr, der den Schaffner zur Seite geschoben und zu Becky und ihm gesagt hatte: »Die Kinder gehören zu mir.« Es hielt ihn nicht länger, er musste den Freunden

davon erzählen. Flüsternd stand er mal bei Richard, mal bei Kat.

»... ohne ihn hätte uns der Pferdeomnibus nicht ...«

Da sauste ein Peitschenschlag zwischen ihn und das Mädchen.

»An eure Plätze! Faules Krötenpack!«, schrie der Brillenteufel. Er riss die dreizehnjährige Katherine so derb von Joes Seite, dass ihr Kleid vom Halsausschnitt bis zum Gürtel auffledderte. Kat hatte, wie die meisten Kinder, kein Hemd darunter und drehte sich, schamvoll aufschluchzend, den Spindeln zu. Mühsam versuchte sie, den über die Schultern rutschenden Kittel zusammenzuhalten. Der Brillenteufel lachte unflätig, schlug dann dem Mädchen derb über den Arm. »Treffe ich dich noch einmal beim Schwatzen, dann – das sage ich dir – schlage ich dich so, dass dir das Kleid völlig in Fetzen hängt!«

Pfeifend ging er weiter. Als er außer Sicht war, nahm Joe ein paar Baumwollfäden aus dem Abfallkorb und band der weinenden Kat das Kleid zu. Jetzt arbeiteten sie stumm. Wenn es für Minuten einmal nichts zu tun gab, starrten sie wie gebannt auf die surrenden Spindeln mit ihren endlosen Fäden und kämpften gegen Hunger und Schlaf. In dieser stickigen, heißen Luft, hinter den Gittern der tausend vibrierenden Fäden versank auch für Joe der grüne, sonnige Tag.

Langsam schlich die Zeit. Trübes Licht fiel aus schmutzigen Gasglocken. Die Luft im Spinnsaal war schon für einen gesunden, kräftigen Menschen unerträglich. Die elend ernährten Kinder aber, die hier ihre zwölfstündige Arbeit zu leisten hatten, sackten oftmals zusammen, weil die dünnen Beine die müden Körper nicht mehr tragen konnten. Wer einen hilfreichen Kameraden zur Seite hatte, wurde schnell hochgerissen. Dann ging es wieder eine Weile. Oft hatten die Spinnarbeiter Erbarmen mit den Allerschwächsten und ließen sie für wenige Minuten

schlafen oder sich ausstrecken, wenn der Oberaufseher außer Sicht war.

Draußen aber, über der großen mächtigen Stadt London, zeigten die Glocken der Westminsterabtei die zehnte Stunde an. Die Nacht breitete ihren rußgeschwärtzten Mantel über die Straßen, Plätze und Wohnungen, in denen die Lichter allmählich verloschen. Glückliche Kinder, die jetzt schlafen durften.

Schriller Lärm ließ alle aufhorchen. Wüstes Geschimpfe folgte. Angstschreie. Richard lief an Joe vorbei.

»Die Sally, die Sally! Er schlägt sie tot!«

Joe fuhr aus seinem Halbdämmern auf und war sofort hellwach. Er wusste, dass die zwölfjährige Sally seit Tagen mit Fieber in die Spinne kam, dass sie sich nicht schonen konnte, weil sie eine schwerkranke Mutter zu Hause hatte und auch der Vater ohne Arbeit war. Joe und Sally waren befreundet. Rasch belud er sich mit einem Packen defekter Spindeln und lief in Sallys Reihe. Das Mädchen lag auf dem Boden. Der Brillenteufel hielt es an den Haaren und schlug auf es ein.

Zeit zum Überlegen blieb nicht. Joe ließ – scheinbar stolpernd – dem Peitschenschwinger die Spindeln zwischen die Beine rollen, der beim Zurücktreten strauchelte und der Länge nach hinstürzte. Ein Gelächter, kurz und schnell wie eine Stichflamme, zuckte auf und erlosch wieder. Blitzschnell stieß Joe die Peitsche zur Seite. Ein anderer schob sie mit dem Fuß weiter. Dann war sie verschwunden. Vergebens forderte der Brillenteufel sie zurück. Diesmal hielten alle zusammen.

Der Oberaufseher brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, was hier vorgegangen war. Meuterei? Man trotzte ihm? Er keuchte. Sein Blick fiel auf Joe.

»Na warte, du Sohn einer Hündin!« schrie er, »aus dir mache ich Kleinholz!« Er packte ihn, hob ihn empor und

warf ihn einige Meter weit in den Gang. Zusammengekrümmt blieb Joe liegen.

Das sollte nur der Anfang sein. Bell blickte sich um. Sein Gesicht war blaurot vor Wut. »He, Black! Black! Herkommen!«

Die Kinder warteten atemlos.

»Aufschreiben! Die ganze Reihe erhält einen Schilling Strafabzug. Meuterei!« Black schrieb zitternd die Namen. »Für den Kling aber«, der Brillenteufel machte eine Pause, »drei Schilling! Haben Sie das? Drei Schilling!«

Joe zuckte zusammen. Ihm war, als hätte ihn ein Keulenschlag getroffen. Drei? Drei Schilling ...?

Da ertönte die Alarmglocke.

»Was gibt es denn?« Bell fuhr herum. »Halbzeit? Unmöglich!«

Ein Arbeiter kam armschwingend in höchster Aufregung aus dem Büro. Er flüsterte. Der Oberaufseher fuhr erschrocken zusammen. »Verflucht! Jetzt mitten in der Nacht? Sind wohl verrückt geworden?« Dann lief er, so schnell er konnte, aus dem Saal.

Die Kinder, noch halb betäubt, hoben lauernd die Köpfe. Selbst Black hielt im Schreiben inne.

Bestürzt kam der Brillenteufel zurück, stellte die Maschinen auf Stopp und rief in die plötzlich eintretende Stille: »Mal herhören!«

Als sie aus allen Reihen zusammengeströmt waren, zwang er sich zu einem Ton, der freundlich sein sollte: »Folgendes. Irgendwelche Leute besuchen uns. Mitten in der Nacht. Hähä. Wer weiß, zu wem die wollen! Vielleicht zu den Seidenfrauen. Vielleicht auch zu euch, meine lieben Hühnerchen.« Seine Stimme gluckste. »Wollen am Ende sehen, wie fleißig ihr für das Vaterland und unsere Königin arbeitet.« Aber schon war es mit seiner vorgetäuschten Freundlichkeit vorbei. In seine alte Lautstärke zurückfallend, schrie er: »Hat wohl jemand von euch gequatscht, he?

Von wegen Nachtarbeit und so? Hä?«

Niemand rührte sich.

»Lasst euch eins sagen. Sollte einer von euch den Mund auf tun zu einer Klage, einer Beschwerde, dann wehe euch! Sollte einer laut husten oder umfallen oder dergleichen Späßchen vorhaben, dann Gnade euch Gott!« Er entblößte sein gelbfleckiges Gebiss zu einem Grinsen, dass die Kinder erschrocken vor ihm zurückwichen. Seine Worte überschlugen sich: »Ihr habt hier nichts zu erdulden. Habt eure Arbeit, euren Lohn. Und heute gerade mal Nachtarbeit. Versteht ihr! Freiwillig! Wer ein Wort verliert, ist heute das letzte Mal bei der Weltfirma Cross und Fox gewesen. Er verlässt morgen früh das Haus für immer. Ohne Wochenlohn. Mit blaugestreiftem Hintern. Verstanden?«

Die Kinder nickten stumm. Was gab es da schon zu verstehen. Ein Teufel war der Bell. Er würde nicht zögern, seine Drohungen wahr zu machen.

Sally wischte sich das Blut vom Gesicht, dann lief sie zu Joe, der immer noch wie betäubt am Boden lag. »Komm, Joe, versuch es, du musst aufstehen!« Sie rüttelte ihn. Joe starrte sie an und erhob sich mühsam. Dass ihm der Rücken und Kopf schmerzten, hätte er verwinden können. Nicht das andere. Drei Schilling Strafabzug! Und was wird nun aus dem Bett?

Er wankte an seinen Platz.